Die Augen.

Eine Skizze von Max Krell.

„Ohne Zweifel wird die menschliche Gesellschaft sich stets dagegen wehren, den Aerzten dieses Recht zu geben," sagte William. „Es sei denn, ein Gott erschiene, der die ganze Menschheit modelt, das Böse mit tausend elektrischen Strömen aus ihrem Körper brennt."

„Er würde vermutlich die Krankheiten abschaffen, und damit wäre auch die Verleihung eines solchen Rechtes illusorisch," fügte Vera hinzu.

Johannes aber meinte:

„Die menschliche Gesellschaft hat natürlich ein Anrecht, sich gegen solche Zumutungen zu wehren. Nehmen Sie an, William, Ihre Frau läge im Sterben, d. h. in einem furchtbaren Kampf zwischen Leben und Tod, von dem der Arzt weiß, er kann noch Wochen oder Tage dauern, aber er ist zugunsten des Todes bereits entschieden. Doch die Natur vermag, plötzlich Kräfte anzubieten, die alle Hindernisse niederwerfen, und das Leben wird zum verjüngten Phönix. Hätte der Arzt sich nun das Recht zu einem entscheidenden Eingriff, zu einer raschen, künstlichen Beendigung des Leidenszustandes genommen —"

„Gewiß, gewiß, Johannes. Und doch gibt es Fälle — wohl gesagt, Fälle, keine Norm, in der dieser Eingriff wohltätig, human, erlösend ist. Ein tragisches Vorkommnis aus der Schlacht bei Orleans fällt mir da ein.

Im Anfang der fünfziger Jahre etwa hatte ein Student der Medizin Beziehungen zu einem Marburger Bürgerstöchterchen angeknüpft, die auf beiden Seiten mit unveränderter Liebe und Treue gepflegt wurden. Aber doch eben nur so lange bestand dieses innige Verhältnis, als der junge Man sich in Marburg aufhielt. Einmal aus dem Bannkreis der Stadt, entschwand ihm bald das junge Mädchen. Wohl blieb die Erinnerung ihres freundlichen, frischen Wesens noch lange in seinem Gedächtnis. Ihr Gesicht tauchte bisweilen in seinen Träumen auf, aber es trat schemenhaft in Nebel zurück. Und allein die Augen sahen in ihrem weiten, Dunkel sein ganzes Leben sich abspielen. Sie begleiteten ihn in seltsamer Ausdauer, ohne daß ihm die Ursache dieser Hartnäckigkeit erklärlich war; sie blieben, wenn alles andere auch aus seinem Bewußtsein schwand.

Es wurde dem Arzt sehr bald zur Manie, jeden Menschen, der ihm begegnete, insbesondere jeden Patienten, nach seinen Augen zu betrachten. Niemals fand er denselben Glanz, dieselbe scheue und weiche Verträumtheit, dieses merkwürdige, unergründliche Dunkel — niemals begegnete seinem Blick ein so stiller, lieber Augenaufschlag, in dessen Grund ihm einst alle süßen Seligkeiten der Welt gelegen hatten. Und als allmählich das Bild des Mädchens ganz verblaßt und zerronnen, ausgelöscht war wie eine Zeichnung auf einer Schiefertafel, kam doch immer noch das Augenleuchten aus geheimnisvollem Dämmer, unerlöst, weil es nicht neue Fassung, neue Verlebendigung fand.

Als im Somer 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, begleitete der Arzt die deutschen Truppen. Er erlebte die Schlachten unter dem Prinzen Friedrich Karl bis zu den zähen Kämpfen vor Orleans im Anfang des Dezembers.

Hier war es, wo er an einem bitterkalten Morgen bei einer elenden Hütte vorbeireiten wollte. Der Schnee wirbelte in dichten Flocken. Und er hatte Eile, dem Ruf nach einem entfernt liegenden Posten zu folgen. Zwei Soldaten, die von der Tür der Hütte aus spähten, hatten in ihm kaum den Sanitätsoffizier erkannt, als sie auf ihn zueilten und ihn baten, er möge einem schwerverwundeten Kameraden, der in der Hütte läge, beistehen.

In der Tat war die Verwundung so schwer, daß der Arzt sofort erkannte, hier war jeder operative Eingriff, jede Hilfe umsonst. Auch ein „Wunder" konnte nicht die Qualen mildern. Nicht genug, daß ein Schuß in die Brust des Soldaten eingedrungen war, hatte noch die wild entfesselte Jagd eines Kavallerieangriffs ihre unglückliche Spuren in den Körper gestoßen. Das Muskelfleisch der Lenden und Schenkel war förmlich zerfetzt, und die Beine selbst mochten mehrmals gebrochen sein. Es erschien dem Arzt überhaupt sonderbar, daß noch Leben durch diesen deformierten Körper pulste.

Er hatte eben die Hände, deren Puls er gefühlt, wieder auf die Kissen gelegt, als die Augen sich zu rühren begannen. Zaghaft schoben sich die Lider nach oben, um das Dunkel der Pupillen zu entschleiern. Gespannt wie auf die Entwicklung eines physikalischen Experiments war der Arzt dem Vorgang gefolgt. Ein seltsames Gefühl durchdrang ihn, als er den Augenaufschlag, diesen Glanz, diese seltsam scheue Frage in dem Blicke las. Er wich zurück. Sein eigenes Auge wurde starr und lag sekundenlang unter einem geheimen Zwang sehensverloren in dem halbgeöffneten Auge des Soldaten. Er sah und sah. Und es war ein langes Kämpfen um Wissen und Klarheit in seinen Gedanken. Er fühlte, daß er die Augen gefunden hatte, die er seit zwanzig Jahren suchte. Aber alles andere, alle Begleitumstände waren so sehr im Nebel der Vergangenheit verschwommen, daß er nun gar nicht wußte, was er mit diesen Augen tun sollte und warum er sie so lange Zeit herbeigewünscht hatte.

Nach einer tiefen Stille fragte er einen der umherstehenden Soldaten nach dem Namen ihres Kameraden. Sie sprachen ihn aus. Und als sie sprachen, war es dem Arzt, als ob die langsam gesprochenen Namensbuchstaben ganz langsam Falten in seinen Erinnerungsnebel brächten. Aus den Falten aber spreitete sich der Schleier. Sehr fern, himmelfern und blaß wie eine halbverlöschte Bleistiftstudie erschien das Bild eines Mädchens. Und da kam ihm alles wieder: die Liebe, die Jugend, die frohe Zeit, der heiße Taumel und der Abschied.

Er fragte nach den Eltern des Soldaten. Man sagte, er habe einen Vater nie gekannt, seine Mutter sei vor Jahren irgendwo in Hessen gestorben. . .

Die Stille fiel tiefer und lähmender in das kleine Zimmer. Einen Vater nie gekannt . . . die Mutter lange tot . . . Zweifel kamen — aber nein, es war ihr Kind, gewiß, der Arzt fühlte es unerträglich: ihr Kind. Die bleierne Gewißheit stürzte in ihn hinein. Niemand auf der Erde konnte ihm sagen, ob es wahr war. Aber er wußte es mit einem Male: Zwanzig Jahre war dieser Mensch, ein Kind und dann ein Mann, auf der Erde gewesen, und er, der Student von einst, hatte dieser Existenz zum Odem geholfen. Er hatte . . . ach.

Er warf sich mit einem Ruck empor. Die entsetzlichen Qualen, die der Sterbende litt, schnitten dem Arzt in sein Fühlen. Er schickte die Soldaten hinaus.

„Es ist meine Pflicht, hier dem Tod zu helfen". Er küßte den jungen Menschen, der von Schmerzen irr und im Wechsel zwischen Bewußtlosigkeit und Wachsein keine Klarheit gewann. Er gab ihm Wasser, den

. . . Und seine Hand zitterte nicht, als er in den Trank einen erlösenden Staub sinken ließ.

Fieberdurst zu löschen. Und seine Hand zitterte nicht, als er in den Trank einen erlösenden Staub sinken ließ. Er wartete ruhig, bis der Sterbende aus einer kurzen, stillen Agonie erlöst war. Dann nahm er die kleine Dose mit dem dünnen weißen Gift wieder zu sich und ging, nach einem langen Blick auf seinen Sohn, den er eben gefunden hatte und dem er die einzige Wohltat gegeben hatte, die er überhaupt noch zu geben vermochte.

Und er ging aufrecht.

Zu Pferde begab er sich an seinen Posten. Am Abend, als die Geschütze eingeschlafen und die Feinde Gewehr bei Fuß Ruhe suchten, meldete er dem Kommandeur das Geschehene.

Ein „feuersicherer" Baum.

In den Savannen Südamerikas befindet sich eine einzigartige Baumart, die, durch eine fast 12 Millimeter starke Rinde geschützt, die Hitze des Feuers nicht an sich gelangen läßt, da die zellenartige Rinde des Baumes abwehrende Luftschichten bildet. Dieser wunderbare Baum, der von den Eingeborenen „Chaparro" genannt wird, erreicht eine Höhe bis zu 20 Fuß, und wird nie stärker als 12 Zoll. Seine Blätter sind vollständig hart und kleine einfarbige Knöpfchen bilden die Blüten. Der Samen ist eiförmig glatt und mit einer Art von Hauiflügeln versehen. Die vor dem Feuer sich herbewegende Luftsäule erfaßt den Samen und trägt ihn weit davon, so daß das Feuer den Baum nicht nur nicht zerstört, sondern sogar für seine Vermehrung sorgt.

— O, diese Kinder. Der kleine Otto: „Mama, darf ich den Kuchen da essen?"

Mama: „Nein, der ist zu groß für Dich!"

Der kleine Otto (würgt rasch die Hälfte hinunter): „Aber jetzt ist er viel kleiner, jetzt darf ich ihn essen, nicht wahr?"

Das Testament.

Skizze von Gustave Geffroy.

Madame Dartel wurde durch ein Geräusch im Nebenzimmer aus dem Schlaf geschreckt.

„Was gibts?" rief sie mit bebender Stimme.

Keine Antwort. Tiefe Stille der Nacht.

„Ich muß geträumt haben," dachte sie. Sie blieb angstvoll lauschend aufrecht im Bett sitzen, doch da sich nichts regte, versuchte sie wieder einzuschlafen.

Da hörte sie ganz deutlich das Parkett im Nebenzimmer, ihrem Eßzimmer, unter leisen Tritten knarren.

Fieberhaft erregt griff sie nach einem Streichholz und zündete die Kerze an, gerade im selben Augenblick, als ein Mann die Tür ihres Schlafzimmers öffnete.

„Hilfe! Hilfe! Diebe! Mörder!"

„Machen Sie doch nicht solchen Lärm," sagte das Individuum ruhig.

„Sie zwingen mich, Sie umzubringen, und das liegt gar nicht in meiner Absicht. Geben Sie mir nur Ihr Geld her, das ich wirklich nötig brauche, und wir werden die besten Freunde der Welt."

Er drückte sich gewandt aus, mit großer Seelenruhe, und dem unheimlichen Humor eines Spötters.

Madame Dartel war eine sechzigjährige, kleine, nervöse Frau, und aus ihren lebhaften Zügen sprach eine große Energie.

Dennoch zitterte sie am ganzen Leibe, die Stimme war ihr fast benommen, als sie stammelnd sagte: „Wie furchtbar haben Sie mich erschreckt!"

Der lange magere Kerl sah sie drohend an.

Die alte Dame sagte: „Ich fürchte nicht den Tod, Sie tun mir vielleicht einen Dienst, wenn Sie mich beiseite schaffen, denn ich hänge nicht mehr am Leben. Mein armer Mann ist seit dreißig Jahren tot, auch meine Kinder habe ich sterben sehen, eins nach dem andern, wenn ich noch existiere, so habe ich das guten barmherzigen Damen zu verdanken, die sich aus Mitleid meiner angenommen haben. Da ich für andere arbeite, kann ich hier ganz gut wohnen und meinen Unterhalt verdienen."

„Sie gelten für reich hier im Viertel!" unterbrach sie der Einbrecher, immer noch in dem seit Beginn der Unterhaltung eingeschlagenen Konversationston.

„Also bitte, ich habe keine Zeit zu verlieren, ich habe noch mehr zu tun. Wo ist der Geldschrank?"

„Suchen Sie alles durch, und töten Sie mich, wenn Sie wollen, aber ich kann Ihnen nichts geben, weil ich nichts habe. Ich hänge weder am Leben noch am Gelde. Alles, was ich besitze, ist in der Schublade im Schreibtisch, die Miete und das Notwendigste, was ich diesen Monat brauche, etwa dreißig Franks. Nehmen Sie, nehmen Sie alles."

Der Dieb ließ sich das nicht zweimal sagen. Er öffnete die Schublade, steckte das Geld ein, und wühlte darin umher.

Seine Hand zog aus der Tiefe des Schreibtisches ein großes Kouvert, auf welchem er die vier Worte las:

„Dies ist mein Testament."

„So, so" rief er mit einem mephistophelischen Lachen, „wehe, wenn Du mich belogen hast, dann bist Du und Dein Geld verloren."

Er näherte sich der Kerze und las mit erhobener Stimme:

„Dies ist mein Testament. Ich danke meinen Wohltätern, daß sie mich nicht haben Hungers sterben lassen. In dankbarer Anerkennung ihrer Güte hinterlasse ich ihnen mein Bett, mit den Bezügen, die Eiderdaunkissen und die Spiegeltoilette. Meiner Nachbarin, Mademoiselle Zermac hinterlasse ich das bißchen Wäsche, das ich besitze, meiner Nichte Jeannette das Kreuz, ein Andenken meiner verstorbenen Mutter. Der Rest meiner Habe soll verkauft werden für die Kosten meiner Beerdigung. Wenn durch einen Unglücksfall, oder, wer kann sein Schicksal voraussehen, ich ermordet werden sollte, so bitte ich dennoch, daß mein Mörder nicht hingerichtet werden möge, es würde mich nicht zum Leben erwecken, und ich will, selbst wenn ich das Opfer des furchtbarsten Todes wäre, frei von aller Rache sein.

Geschrieben in Paris im Jahre 1910.

Er schwieg.

„So wie Sie, denken nicht viele", sagte er dann. „Sie können sich etwas darauf einbilden, mich gerührt zu haben, das kommt höchst selten vor, versichere ich Sie. Ich hätte vielleicht ein Verbrechen begangen, ohne zu wissen, an wem. Doch fürchten Sie nichts, einem so braven Menschen tue ich nichts."

„Nehmen Sie nur das Geld, wenn Sie es so nötig brauchen."

„Ach, ich habe nur eine Stunde verloren, und ich finde vielleicht wo anders mehr. Hier haben Sie Ihr Geld wieder, wenn Sie Ihr Leben behalten, müssen Sie auch zu essen haben."

Dann ging er zur Tür, lüftete seine Mütze und sagte: „Ich werde kein Geräusch machen und denselben Weg zurücknehmen, den ich gekommen bin."

Als Madame Dartel ganz sicher war, daß der schreckliche Besucher fort war, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein, öffnete ihren Schreibtisch, drückt auf einen Knopf, ein Geheimfach öffnete sich und ein Kästchen stand darin, in dem die alte Frau einen Haufen Bank- und Wertnoten aufgehäuft hatte. Sie zählte sie, drückte sie voller Freude an die Lippen, wie, um ihnen zu danken, daß sie der Gefahr entronnen waren, dann streichelte sie zärtlich über ihre Schmucksachen, zwei schöne Uhren, Ketten, Ringe und Armbänder. Und mit gleicher Vorsicht, wie sie das Geheimfach geöffnet hatte, schloß sie es wieder, und ein Lächeln der Befriedigung spielte um ihre Lippen, als sie an den betrogenen Betrüger dachte. Er hatte alles geglaubt, der Dummkopf, auch an die die guten, wohltätigen Damen, die gar nicht existierten.

„Glücklicherweise ist mein richtiges Testament beim Notar, und meine Kinder können mich später beerben", dachte sie.

Dennoch tat Madame Dartel diese Nacht kein Auge zu. Am nächsten Morgen sagte sie niemanden etwas über ihr nächtliches Abenteuer. Sie fürchtete zu sehr eine kommissarische Untersuchung und die Rache des hineingefallenen Diebes. Ihre Diskretion wurde belohnt.

Einige Tage später empfing sie einen Brief, der einen Fünfzigfrankschein enthielt.

„Da ich nichts in den Zeitungen gelesen habe, sehe ich, daß Sie eine gute Frau sind, und da Sie arm sind, schicke ich Ihnen ein kleines Geschenk zum Andenken an Goldfritz.

Madame Dartel bewunderte das gute Herz ihres Gauners, aber um jeder weiteren Korrespondenz und einer immerhin möglichen Wiederholung seines Besuches zu entgehen, entschloß sie sich, umgehend ihre Wohnung zu wechseln.

Die Gegenforderung.

Sie waren verlobt und die Hochzeit stand nahe bevor, und sie standen bereits so gut miteinander, daß ihm eines Abends der Mut zu einer vorausschauenden und vorbeugenden Unterhaltung kam. Er zog sie näher an sich und flüsterte: „Und wenn wir verheiratet sind, mein Lieb, dann werden wir das glücklichste Heim in der ganzen weiten Welt haben, nicht wahr?" — „Ja, Georg," antwortete sie. „Und niemals soll man ein böses Wort in unserem Heim hören, nie einen Streit, nie einen Zank." — „Nein, Georg." — „Und wenn ich einmal müde und abgeärgert aus dem Geschäft komme und nicht gerade guter Laune bin, dann wirst du doppelt lieb zu mir sein, nicht wahr?" — „Aber gewiß, Georg." — „Ich wußte ja, wie gut du bist, du wirst mir dann alles zu Gefallen tun und mir die Sorgen fortlächeln und fortscherzen." — „Ja—a. Aber hör' mal!" — „Was denn, mein Lieb?" — „Weißt du, du könntest dabei auch etwas tun?" — „Aber wieso denn —." — „Alles was recht ist. Ich soll nett zu dir sein, wenn mal etwas schief geht. Und du? Nimm mal an, du kommst nach Hause, und es ist großes Aufräumen und du kannst dich nicht auf dein Sofa legen. Wirst du dann auch lächeln und scherzen?" — „Aber, Edith!" — „Oder eines Tages wird die Köchin plötzlich an das Krankenbett ihrer Großkousine gerufen und es gibt kein Mittagessen. Das wirst du doch auch nur für einen hübschen Zwischenfall ansehen, nicht wahr?" — „Wie seltsam du aber redest, Liebling!" — „Ja, ich bin Papas Tochter, und der sagt: Geschäft ist Geschäft. Wenn einer bei einem Kontrakt Forderungen stellt, muß man Gegenforderungen stellen, nur aus Vorsicht, weißt du! . . ."

Georg und Edith sind jetzt schon drei Jahre und fünf Monate verheiratet, und bis zu dem Augenblick, da wir dies erzählen, haben sie keinen einzigen Streit gehabt. Die Gegenforderung hat gewirkt.

Ein höflicher Brief.

Das non plus ultra der Höflichkeit ist in folgendem Briefe beobachtet:

„Sie verzeihen, mein Herr, daß ich es wage, Sie zu ersuchen, mir gütigst zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie hierdurch zu fragen, ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich erkühne, Sie zu bitten, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen freundlich zu sagen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als imstande zu sein, Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, daß das Schicksal mir so günstig war, den Augenblick herbeizuführen, der mir das Vergnügen zuteil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich sei, durch briefliche Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergriffen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief ich es empfinde, welch ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre haben darf, mich in dem Gefühle der lebhaften Hochachtung zu nennen Ihren in Demut ersterbenden, gehorsamsten Diener."

Die letzte Ehre.

Erzählung von Carl Ganchelb.

Eine kleine Stadt am Niederrhein.

Auf den roten und schwarzen Dächern der sich duckenden Häuschen verschimmern die matten Strahlen einer späten Herbstsonne. Müde und träge rieselt der Brunnen auf dem Marktplatze.

Vor dem Bäckerladen Adrian van Heupels halten ein paar Frauen ihr Schwätzchen, der alte Gemeindediener humpelt mit einer Aktenmappe über den Platz zum Rathause hin, sonst ist's still und ruhig in den Gassen.

Da kommen aus der Ferne verwehte Musikklänge herüber, das dumpfe Bum-Bum der großen Trommel klappt jedes Mal um ein paar Sekunden hinter drein.

Die Weiber horchen auf. Und nun, scharf, abgerissen in der klaren kühlen Herbstluft, leise widerhallend, knallen kurz kurz hinterinander drei Gewehrsalven.

Am Rathause öffnet sich ein Fenster. Das alte graue Haupt des Bürgermeisters erscheint in dem Rahmen. Hinter ihm steht Alt-Beusekorn, der Amtsdiener.

„— Nu haben Sie Pittche Mölders auch als in der Erd', Herr Bürgermeister," meint der Alte nachdenklich.

Der Angeredete nickt nur. Seine Gedanken gehen einen stillen Weg, vorwärts und rückwärts. Er hört wieder den Donner der Kanonen von 70 und 71, er schaut wieder das leichenbedeckte Schlachtfeld, er sieht rechts und links die Kameraden, die Freunde fallen wie Schneeflocken und sieht, wie er selbst weiter stürmt, den blanken Stahl in der Rechten. Denn da vorn liegt der Feind in gesicherter Deckung und zwischen ihnen das weite Brachfeld.

— Stellung! Das Kommando durchläuft die Reihen. Liegend, knieend kommen die stürmenden Truppen noch mal zum Schuß, dann wirbeln die Trommeln, gellen die Hörner, das Gewehr in beiden Händen gehts im Laufschritt vorwärts. Dicht neben ihm, dem jungen Reserveleutnant, hält Pittche Mölders Schritt; Pittche Mölders, der Jugendfreund, der alte Mitschüler, und in seinen festen wuchtigen Bauernfäusten hält er die Fahne. Hart und zornig blicken die stahlblauen Augen, und die schmalen Lippen murmeln ein wütendes „Gottdomie!"

Denn schon sind sie mitten im Feind, ein fürchterliches Handgemenge hebt an.

Hoch in der Rechten schwingt der junge Offizier den Degen, dann bricht er wankend zusammen, eine Kugel hat ihm das Knie zerschmettert.

Schon schwinden die Sinne, da fühlt er die Waffe seiner Hand ent-

. . . mit gespreizten Beinen steht über ihm Pittche Mölders, in der Linken die Fahne, in der Rechten den blitzenden Offiziersdegen.

rissen, mit gespreizten Beinen steht über ihm Pittche Mölders, in der Linken die Fahne, in der Rechten den blinkenden Offiziersdegen.

Hei, wie die Hiebe regnen, hierhin, dorthin, von knorriger Wucht geführt, trifft das kalte Eisen, und es trifft gut.

Aber der Leutnant siehts nicht mehr.

Nacht ists! Auf dem Schloßplatze in Garzé betten die Preußen ihre Verwundeten, und dort erst wecken die kalten fallenden Regentropfen den jungen Offizier.

Den Bürgermeister hälts länger nicht mehr im Zimmer.

„Beusekorn, Du mußt mir helfen, ich muß raus, die Fahne abnehmen!"

Und auf das alte Faktotum gestützt, humpelt er mühsam auf den morschen, gichtigen Beinen über den Markt.

Und dann nimmt er Aufstellung vor dem Gasthaus „Zum Engel".

Da wars, wo ich ihn stehen sah an jenem Abend und wo das Schauspiel sich ereignete, das tief sich eingraben sollte in mein Gedächtnis.

Näher und näher klangen die Töne der Musik. Zwischen den Hauswänden der schmalen Marktgasse schwollen sie an zu einem lauten, jauchzenden Schmettern. Nun bog der Zug zum Marktplatz ein, voran die Musiker in ihren verschossenen und struppigen Zylinderhüten und den vom langjährigen Tragen schon speckig gewordenen Bratenröcken. Aber sie gaben ihr Bestes. Und wenn auch ab und zu ein falscher Ton mit unterlief, marschieren konnte man doch danach.

Und dann kamen die Veteranen. Viele waren es nicht mehr, nur noch acht: der Fahnenträger, die beiden Junker, der Führer und vier Mann unter Gewehr.

Und wer in diese runzligen, verwetterten Gesichter sah, wer diese ausgedörrten, vom Sturm der Jahre gebeugten Gestalten betrachtete, der wußte, auch sie konnten von heute auf morgen zur großen Armee einberufen werden, und dann — ja, dann war es aus mit der alten Garde. Sie selbst mochten es fühlen, so ernst und schwer blickten die Augen gerade aus. Wer würde wohl von ihnen der nächste sein?

Vor dem „Engel" schwenkte die Musik ein. Die acht Mann stellten sich

Der Führer trat vor die Front und senkte den Degen.

in einer Reihe daneben auf. Der Führer trat vor die Front und senkte den Degen. — „Achtung! Augen — links!"

Dann trat er zum Bürgermeister und machte Meldung.

Und wieder: „Augen — gerade — aus! Achtung! — Präsentiert — das Gewehr!"

Durch die brüchigen Körper ging ein Ruck. Die alten, zittrigen Hände vollbrachten mühsam den Griff. Dann standen sie still und starr wie einst bei der Parade.

Der Bürgermeister hatte die Mütze abgenommenn. Die kalte Abendluft fuhr ihm über den kahlen Schädel und trieb mit den spärlichen weißen Haarlocken ihr neckisches Spiel.

Er achtete nicht darauf, als er jetzt sprach: „Kameraden, nun ist Pittche Mölders auch von uns gegangen; nicht einmal mehr zehn sind wir. Und waren doch einst vierunddreißig. Die Knochen sind alt geworden und die Leiber mürb, und nicht lange mehr, und wir werden den Weg gehen müssen, den Pittche heute gegangen ist. Und es ist gut so. Wir Alten haben das unsrige getan, wir können den Jungen Platz machen. Das ist nun mal so in der Welt. Aber bis dahin wollen wir zusammenhalten, treu und fest, wie Pittche Mölders zu mir gehalten hat in der Schlacht. Ihr alle kennt ja die Geschichte. Und so wie wir zusammenhalten, so wollen wir auch festhalten an unserer Treue zu König und Vaterland. Helfen können wir ja nicht mehr viel, aber ein Beispiel geben, Kameraden, das können wir noch. Und das wollen wir tun, treu bis zum letzten. Und nun habe ich euch noch etwas zu sagen. Einer von uns wird mal der letzte sein, und an seinem Grabe wird kein Kamerad mehr stehen. Aber die letzte Ehre, die soll ihm doch werden. Ich bin darum eingekommen, und es ist mir zugestanden worden: ein Zug Soldaten aus der glorreichen Armee Seiner Majestät des Kaisers soll den Letzten von uns zu Grabe geleiten mit unserer Fahne und soll über seinem Grab die Ehrensalve geben. Und unsere Fahne wird in der Kirche aufgehängt werden zum ewigen Andenken. Ja, Kameraden, das hat mir Seine Majestät durch den Herrn Regierungspräsidenten eröffnen lassen. Und nun wollen wir die Fahne fortbringen." —

Unsicher schmetternd fiel die Musik ein, den alten Soldaten aber klang sie erschütternd wie der Schall der Posaunen vor den Mauern von Jericho. Stramm und aufrecht standen sie da und salutierten ihr Ehrenzeichen. Und in jedem brannte der Wunsch: Guter Gott, laß mich der Letzte sein! —

Zum Andenken.

James und Maud durchkosten seit Wochen alle Entzückungen der Verlobungszeit, aber ach, eines Abends entsteht ein kleines Mißverständnis und es kommt zu einem leidenschaftlichen Streit. Mit blitzenden Augen streift die schöne Maude den Ring, das Brautgeschenk des bösen James, vom Finger. „Nimm deinen Ring wieder!" ruft sie nicht ohne dramatische Begabung. „Ich bin entschlossen, niemals die Deine zu werden. Und ich erwarte, daß du mir alles zurückgibst, was du von mir besitzt." „Ich besitze nur eine Locke und eine Photographie," sagt James bitter, „an der Photographie wird dir nicht viel liegen. Aber die Locke wirst du gewiß als Andenken bewahren wollen." „Als Andenken, an was, bitte?" fährt Maude empört auf, aber es kommt nur die beruhigende Antwort: „Als Andenken an die Zeit, da du noch eine Brünette warst. . ."